

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 90 (1996)
Heft: 10

Artikel: Gewalt macht Männer
Autor: Jürgmeier
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gewalt macht Männer

Zum patriarchalen Konzept Mann gehört die Gewalt. Der Schriftsteller und Publizist Jürgmeier begründet diese These anhand von zahlreichen Beispielen. Sie sind teils der gewöhnlichen Kriminalität, teils der akzeptierten oder gar gefeierten Kriminalität militärischer Gewalt entnommen. Um als willensstarker Staatsmann zu gelten, gibt es kein probateres Mittel, als Krieg zu führen. Das Konzept Mann stilisiert den Mann zum Übermenschen, was ihn zwangsläufig überfordert, ja zum Scheitern verurteilt. Aber auch das Unberechenbare, das Leben und Liebe ausmacht, lässt sich nicht kontrollieren ausser in der Allmächtsphantasie des Mannes. Zur Überwindung der Kluft zwischen Konzept und Wirklichkeit ergreift der Mann nicht selten den Zauberstab Gewalt. Ein Konzept, das Übermenschliches verlangt, endet nur zu häufig im Unmenschlichen. Jürgmeier hat diesen Text, ein Volkshochschul-Referat, für die Neuen Wege überarbeitet. Red.

Held und Monster

«Meine Beziehung zu meiner Mutter verschlechterte sich immer mehr, je weiter ich mich von zu Hause entfernte und ins Strassenleben eintauchte», sagt das als «*Monster Kody*» bekannte Mitglied einer Strassengang in Los Angeles in der Zeitschrift «Tempo». «Meine Kumpel wurden zu meiner Familie, die älteren zu Ersatzvätern. Sie gratulierten mir jedesmal, wenn ich auf jemanden geschossen hatte, jedesmal, wenn ich einen neuen Soldaten rekrutiert hatte, jedesmal, wenn ich der Gang eine neue Waffe organisiert hatte. Zu Hause wurde ich zusammengeschissen, weil ich den Müll nicht rausgebracht hatte. Den Müll! Kapierte Mom denn nicht, wer ich war?»

Hier wird das patriarchale *Konzept Mann* mit seiner gewaltsamen Abgrenzung vom weiblich besetzten Haus, von der durch die Mutter verkörperten Geringschätzung männlicher Grandiosität und der ebenfalls aufs Weibliche projizierten Banalität des Lebens deutlich sichtbar. Der Jugendliche aus Los Angeles, der sich als Zwölfjähriger mit seinem ersten Mord die Anerkennung und Aufnahme in die Gang geholt hat, muss die vermeintliche Ein-

lösung des *Konzepts Mann* immer wieder unter Beweis stellen: «Um meinem neuen Namen «*Monster*» gerecht zu werden, musste ich ständig eins draufsetzen und noch gefährlicher werden...»

Zum *Konzept Mann* gehört die *Gewalt*. Die unserer Kultur immanenten psychosozialen und sozioökonomischen Grundlagen der Gewalt führen im allgemeinen nur in Verbindung mit dem *Konzept Mann* zu ihrer tatsächlichen Anwendung. Damit soll nicht verleugnet werden, dass auch Frauen Gewalt anwenden – vor allem Gewalt gegen Kinder, denn Gewalt richtet sich, entgegen gewisser Mythen, fast immer von oben gegen unten. Aber niemals macht Gewalt eine Frau zur Frau. Der in der patriarchalen Kultur wirksame Mythos aber schlägt Männer durch das Ergreifen des *Zauberstabes Gewalt* zu Männern.

Zum Beispiel den als Haudegen gefeierten *General Schwartzkopf*, der nach der «Operation Wüstensturm» mit folgenden Worten vor die Presse trat: «Bei unserem letzten Treffen fragten Sie mich, was wir im Falle eines Krieges tun würden, und ich antwortete Ihnen: «Dann werden wir den Irakern in den Hintern treten». Und genauso war's dann auch.» Zum Beispiel den damaligen US-Präsidenten *George Bush* – des-

sen Aussenminister Cheney sich vor Beginn des Golf-Kriegs überzeugt gab, Saddam Hussein müsse am Ende mit «eingekniffenem Schwanz klein beigegeben» –, der seinerseits erklärte: «Als Präsident kann ich der Nation melden, dass die Aggression niedergeschlagen wurde. Der Krieg ist vorbei. Wir kommen wieder nach Hause. Stolz, voll Vertrauen, mit erhobenen Köpfen, wir sind Amerikaner.» Auch wenn es ein billiger Taschenspielertrick ist – in Tat und Wahrheit hat der Präsident sein Haus natürlich nie verlassen –, das Führen eines Krieges, sogar eines erfolglosen, hat noch jeden Präsidenten als *wahren Mann* erscheinen lassen.

In Friedenszeiten verstösst zwar auch *der Mann* durch die Anwendung von Gewalt gegen Norm und Gesetz, das in immer mehr Ländern auch die alltägliche Gewalt gegen Frauen illegalisiert. Aber gerade durch den Verstoss wird er zum *wahren Mann* – das ist der Mann, der die Sprache von Kampf-und-Gewalt beherrscht; der unter der Maske des Drachentöters, des gesetzlosen Rächers des Wilden Westens, des Mafiabosses alter Schule, aber letztlich auch in der Gestalt des Serienkillers immer wieder erschauernde Bewunderung weckt. Der Mann aber, der nicht töten kann, der Angst vor der Gewalt hat – das ist, selbst in der Figur des überzeugten Pazifisten, ein lächerlicher Trottel, ein Feigling, ein Versager, das ist der Fahnenflüchtige, der Vaterland-Kriegskamerad-Mann verrät, sich zu Hause, im Schoss von Frau oder Mutter verkriecht. Das ist der Schlappschwanz, der Gewehr und, eben, Schwanz nicht «hochkriegt».

So feiert der 1987 verstorbene Schriftsteller Jörg Fauser die *Gewalt eines Serienkillers* laut «Stern» gar als «Ausbruch» aus der «genormten Kultur, aus der längst alles getilgt wurde, was Männern einmal Spass gemacht hat: Abenteuer, Leidenschaft, Exzess, Sünde, Todessehnsucht, Killerinstinkt, Gier, Hass, Rausch.» Deborah Cameron und Elisabeth Frazer weisen in «Lust am Töten» zu Recht darauf hin, dass «Mörder in immer mehr Fällen zum Teil von dem Wunsch motiviert» sind, «be-

rühmt zu werden, im Fernsehen oder auf der Titelseite der Zeitung zu erscheinen. Er möchte ein Held in der grossen Tradition des Mordens sein...» Der deutsche Student Tannenberg, der seine Zimmerwirtin umgebracht und zerstückelt hat, bedauert nachträglich: «Wenn nicht diese Sache mit der Wiedervereinigung gewesen wäre, dann wäre meine Tat in erheblich höherem Masse öffentlich besprochen worden...» Und gibt zu, dass er sich mit «dieser brutalen Tat eine Art Identität», und das kann nur eine männliche sein, «verschafft habe». ¹

Vom Versuch, die Unberechenbarkeit zu kontrollieren

Das *Konzept Mann*, dieses *Konzept der Grandiosität*, das *den Mann zum Herrn über Leben und Tod*, zum *Übermenschen* stilisiert, bringt den *realen Mann* in eine heikle Lage: Da ist zum einen seine *private Schwäche*, das heisst die Angst vor Liebeserotik-Leidenschaft, vor dem Tod, vor den Grenzen und (weiblichen) Unberechenbarkeiten des Lebens, vor dem Ausgeliefertsein, da ist seine alltägliche und alles andere als gloriose Realität, und da ist zum anderen das *Konzept Mann*. Zur Überwindung dieses Grabens ergreift *der Mann* nicht selten den *Zauberstab Gewalt*. Der macht ihn scheinbar zum *Beherrscher der Unberechenbarkeiten* von Liebe-und-Leben, und wenn es, in Ermangelung der Fähigkeit, Liebe-oder-Leben herzustellen, nur die gezielte Herbeiführung des eigenen oder fremden Todes ist. Friedrich Nietzsche hat in seinen Gedanken «Menschliches, Allzumenschliches» deutlich gemacht: «Jede grosse Liebe bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu töten, damit er ein für allemal dem frevelhaften Spiel des Wechsels entrickt sei: denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung...» Genauer müsste es wohl heissen: Vor dem Wechsel graut *dem Mann* mehr als vor tödlicher Sicherheit.

Der Mann hat in der polarisierten Geschlechtergesellschaft patriarchaler Kulturen nur *als Mann* eine Identität, und weil er

dem *Konzept Mann* – trotz aller Versuche, seine Schwächen zu kompensieren beziehungsweise zu kaschieren – niemals genügt, ist diese Identität dauerhaft gefährdet, so dass er sie immer nur über andere aufzubauen vermag. Entweder durch die permanente Bestätigung seiner Potenz, das dauernde Beklatschenlassen seiner grossartigen Taten oder aber durch Unterwerfung, Vergewaltigung und Tötung anderer, insbesondere von Frauen, die, weil als Mütter, Ehefrauen, Freundinnen, Geliebte und Prostituierte an Abwaschtrog und im Bett mit seinen offensichtlichen Schwächen konfrontiert, bald einmal nicht mehr beeindruckbar und deshalb als erste mit dem verzweifelten *Manneszauber*, der Gewalt, konfrontiert sind. Schon ein feines Lächeln angesichts eines schlaffen Penis kann tödlich sein.

Der *reale Mann* muss am *Konzept Mann* immer scheitern. Die *Männlichkeit* – bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das «grosse Unmögliche» bezeichnet – ist, wie der *Mutter-Mythos*, immer gefährdet, weil als überhöhtes soziales Konstrukt konzipiert. *Den Mann* hat es noch nie gegeben und wird es auch niemals geben, weil das *Konzept Mann* das *Über-Menschliche* verlangt, das sich allzu häufig im *Un-Menschlichen* zu verwirklichen versucht. Der Bewunderung, die der Massenmörder sowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten mehr oder weniger heimlich geniesst, liegt die Illusion zugrunde, er, wenigstens, sei zum *Herrn über Leben-und-Tod*, zum *Mann* geworden.

Der Zauberstab Gewalt

Das *Konzept Mann*, das heisst niemals hilflos zu sein, jederzeit *seinen Mann stehen* zu können, im Bett, am Schreibtisch und auf dem Schlachtfeld, nie passiv, nie hinnehmend zu sein, immer handeln zu können, enthält auch den *Zwang zur Gewalt*. Wer gegenüber dem ungehorsamen Kind oder gegenüber der Frau, die macht, was sie will, die «spinnt», niemals aufgeben, die Begrenztheit des eigenen Einflusses nie akzeptieren kann, schlägt irgend-

wann zu und behauptet hinterher, er sei provoziert worden.

Zu erinnern ist an das mystisch aufgeladene Zerschlagen des *Gordischen Knotens* durch Alexander den Grossen. Die scheinbar einfache Lösung des Problems – der *Gordische Knoten* galt als unlösbar – unterschlägt, dass das Problem mit diesem historischen Schwertschlag alles andere als gelöst ist. Welcher einigermaßen vernünftige Mensch würde gleich Alexander dem Grossen den eingefrorenen Knopf eines Gletscherseils mit dem Messer durchtrennen oder den nassen Schuhbündel mit der Schere «lösen»? Der *Zwang zu handeln* hat Alexander den Grossen zu einer Lösung verführt, mit der er das, was er eigentlich lösen wollte, zerstörte. Ein Lösungsmuster, das patriarchale Kultur immer wieder geprägt hat. Die Nationalsozialisten bezeichneten selbst den Massenmord als «Endlösung des Judenfrage».

Der bereits erwähnte Student, der seine Schlummermutter brutal ermordete, fragt sich Jahre danach, ob ein «unbewusstes Motiv» seiner Tat nicht auch gewesen sei, «dass ich einfach mal handeln musste, nicht immer nur denken, grübeln, lesen, schreiben, sondern handeln, handeln... Nur immer reden und nicht handeln, macht depressiv.» Macht insbesondere Männer depressiv, die weder Untätigkeit noch Stille aushalten, weil sie durch die *Leere*, um es verkürzt zu formulieren, mit dem Tod, der Endlichkeit von allem konfrontiert sind.

«Innehalten birgt die Gefahr, dass Angst emporsteigt, Angst, die ja gerade durch rastloses Rennen verscheucht werden soll», schreiben Schnack/Neutzling in «Kleine Helden in Not». *Der Mann* muss auf jede Situation reagieren, immer aktiv sein. Und wenn dabei Menschenleben gefährdet oder sogar bewusst vernichtet werden – Hauptsache, «mann» hat gehandelt. *Der Mann der Tat* geniesst die bewundernden Blicke derer, die bis dahin an der Lösung des Problems gescheitert sind, die, höchstens, über eine mögliche Lösung nachgedacht haben. Sie verkörpern den Gegen-Mythos, den Versager, der immer nur denkt und redet, den intellektuellen

Schwätzer, der nicht als *richtiger Mann*, sondern eher als *geschwätziges Weib* gilt. 1995 hat ein Ständeratskandidat im Kanton Zürich mit dem Slogan «Ein Mann, ein Wort» für sich werben lassen. Erfolglos. Immerhin.

Es gehört zu den schmerzlichsten Lebenserfahrungen, mit den eigenen Grenzen konfrontiert zu werden. Zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass unser Einfluss im Privaten und im Öffentlichen eng begrenzt ist. Dass wir die Liebe anderer Menschen nicht herstellen können. Dass wir kaum etwas gegen das Elend der Welt zu tun vermögen, nur wenig gegen unsere und die Not unserer Liebsten. In dieser Beschränktheit wächst der geheime (Kinder-)Wunsch, *zaubern* zu können. Die Sehnsucht nach dem *Zauber* – das ist die *Sehnsucht, Grenzen zu überschreiten*, Macht über die Wirklichkeit, über Liebeserotik-Leidenschaft, letztlich sogar über das Gesetz von Leben-und-Tod zu gewinnen, vor nichts und niemandem mehr Angst haben müssen.

Ich habe es mir als Kind vorgestellt, wie ich, die Autos mit blosser Hand aufhaltend, über die befahrensten Strassen gehe, wann immer ich will. Als Jugendlicher habe ich davon geträumt, mit ein paar Freundinnen und Freunden, in einer gut organisierten Aktion alle Waffen dieser Welt zur selben Stunde in die Luft zu sprengen und so, endlich, Frieden herbeizuführen. Auch wenn dabei ein paar Menschen getötet worden wären. Und wenn sich der Friede, das Niedagewesene auf diesem Weg tatsächlich herstellen liesse, dann – ja, dann. Aber wir wissen – es ist nicht möglich. Der Friede ist nicht herbeizubomben. Auch wenn uns *die Herren* das Frieden-durch-Krieg immer mal wieder schmackhaft zu machen versuchen, und das nicht selten mit Erfolg. Am Ende hat es immer Tote, Hunderte, Tausende, Zehntausende, Hunderttausende, Millionen von Toten gegeben, und nichts war gelöst.

Der Zauberstab der Gewalt übt eine grosse Faszination aus – er scheint demjenigen, der ihn hat, Macht über die Welt zu verleihen und, dies vor allem, er vertreibt

die Angst. Die Berührung der Welt mit dem Zauberstab der Gewalt verwandelt sie in meine Welt. Der Zauberstab Gewalt schiebt Angst, Zweifel und Trauer beiseite, wer diesen Zauberstab besitzt, kennt keine unüberwindbaren Hindernisse, keine Grenzen mehr. Und vor allem – er schafft die Unberechenbarkeit aus der Welt. Wer Gewalt anwendet, kann *zaubern*, und wer zaubert, *hat alles im Griff*. Selbst die unberechenbare Sexualität, die *den Mann* so abhängig von *der Frau* zu machen droht.

Gewalt macht Liebe

«Ich habe meiner Frau immer gesagt, ich würde sofort mit der Gewalt aufhören, wenn sie wieder beim Geschlechtsverkehr mitmacht. Irgendwann hat sie das begriffen. Manchmal braucht es eben ein wenig Druck», zitiert Alberto Godenzi einen Mann in seiner Untersuchung über sexuelle Gewalt «Bieder, brutal».

«Ich habe, im Zug einer intensiven und unvorhersehbaren Krise geistiger Verwirrung, im November 1980 meine Frau erwürgt, die mein Ein und Alles auf der Welt war, sie, die mich so liebte, dass sie, weil sie nicht leben konnte, nur noch sterben wollte, und zweifellos habe ich ihr in meiner Verwirrung und unbewusst «diesen Dienst erwiesen», dessen sie sich nicht erwehrt hat, sondern an dem sie gestorben ist...», schreibt der französische Philosoph *Louis Althusser* in seinem autobiographischen Bekenntnis «Die Zukunft hat Zeit». Schreibt der Mann, der seine Frau nicht nur mit immer neuen Liebschaften verletzt, sondern ihr diese auch noch zwanghaft und prahlerisch vorführt, ja, hautnah aufdrängt, was er selbst so beschreibt: «...ich ziehe das Mädchen an mich und betaste in aller Offenheit ihre Brüste, ihren Bauch und ihr Geschlecht. Sie lässt es geschehen, etwas verwirrt, aber auf meine Reden vorbereitet... Am Strand und noch immer in Gegenwart von Héléne, die nicht schwimmen kann, fordere ich die junge Frau auf, sich auszuziehen, und wir stürzen uns beide völlig nackt in die entfesselten Wogen. Ich sehe Héléne, wie sie, völlig ausser sich und

laut schreiend vor Angst, am Strand entlangläuft...»

Der Mann begründet die Tatsache, dass er neben Hélène, seinem Ein-und-Alles, immer eine «Reserve an Frauen», wie er sich selbst ausdrückt, gehabt hat, damit, er habe «sichergehen» wollen, «dass ich, wenn Hélène mich verliesse oder im Sterben läge, auch nicht einen einzigen Augenblick im Leben allein wäre». Das war er denn auch nicht, so dass er Jahre danach schreiben kann: «Das Leben kann also, trotz seiner Dramen, sehr schön sein. Ich bin siebenundsechzig Jahre alt, aber ich fühle mich endlich, ich, der ich keine Jugend hatte, weil ich nicht um meiner selbst willen geliebt wurde, ich fühle mich endlich jung wie nie zuvor, selbst wenn die Sache bald zu Ende sein wird. Ja, die Zukunft hat Zeit...»

Zuvor aber tötet er die Frau, die ihn, zu spät, wie alle Frauen, die zu sehr lieben, verlassen wollte: «Ich weiss nicht, welche Lebensweise ich Hélène aufzwang (und ich weiss, dass ich tatsächlich des Schlimmsten fähig war), aber sie erklärte mir mit einer Entschlossenheit, die mich entsetzte, dass sie nicht mehr mit mir zusammenleben könne, dass ich ein «Ungeheuer» sei und dass sie mich für immer verlassen wolle...» Aber «insgeheim wusste ich, dass sie mich in Wirklichkeit nicht verlassen konnte...» Nur, «sie erklärte mir, dass sie keinen anderen Ausweg wisse angesichts des «Ungeheuers», das ich sei, und des unmenschlichen Leidens, das ich ihr auferlege, als sich selbst den Tod zu geben...» Aber «insgeheim wusste ich auch, dass sie unfähig sein würde, sich zu töten...» Also hat der Mann, der in jeder Situation zu handeln in der Lage ist, gehandelt und ihr, wie er einen fiktiven Freund sagen lässt, den «gewaltigen Dienst» erwiesen, «sie stellvertretend für sie selbst zu töten».

Es liegt mir fern, den Philosophen Louis Althusser, der nie vor Gericht gestanden hat, sondern nach seiner Tat wegen geistiger Unzurechnungsfähigkeit in eine Psychiatrische Klinik gebracht wurde, in traditionellem Sinne nachträglich für schuldig zu erklären, zumal ich jeden Mord

für eine verhängnisvolle Verkettung von unzähligen gesellschaftlichen und individuellen Faktoren halte, die in tragischer Weise einen Menschen zum Opfer eines anderen macht, dem, letztlich, nie ein-dimensional die Schuld zugeschoben werden kann. Was ich deutlich machen will, ist, dass das *Konzept Mann dem Mann* in unlösbar scheinenden Lebenssituationen, selbst in realer oder nachträglich als Verdrängung auftretender geistiger Abwesenheit, immer wieder den Zauberstab Gewalt als *letzte Lösung* aufdrängt.

So auch dem ehemaligen deutschen General, späteren Friedenskämpfer und Waffennarr *Gert Bastian*, der am 1. Oktober 1992 erst seine Lebensgefährtin Petra Kelly, dann sich selbst mit einem Derringer 38 umbrachte und sich damit, wie Alice Schwarzer in ihrem Buch «Eine tödliche Liebe» zu Recht schreibt, zum «Herrn über Leben und Tod von Petra Kelly gemacht» hat.

Lebensgefährlich kann es für eine Frau sein, die Leidenschaft eines Mannes nicht zu erwidern, vor allem, wenn es, für ihn, im Grunde eine verbotene ist. Der Deutsche Wolfgang Roth, der seine 18jährige Stieftochter begehrt und getötet hat, gibt in seinem Gespräch mit dem Autor Wolfgang Korruhn preis, was *den Mann* im Kern trifft: «Was mich immer schon verletzt hat, war, 'nen Korb zu kriegen. Ich hab das als Kränkung meiner Männlichkeit aufgefasst, so als wäre ich nicht ganz vollwertig.»

Der Versuch, die *Abhängigkeit* von der Zuwendung eines anderen Menschen zu unterdrücken, steigert diese bis zu dem Punkt, an dem sich *der Mann* seinem eigenen, unerwiderten Wunsch, dem oft bemühten stärkeren Sexualtrieb *des Mannes*, in einem Ausmass ausgeliefert fühlt, dass er sich ihm um jeden Preis, das heisst auch um den Preis der Gewaltanwendung gegen andere, unterwerfen muss. «Sie hat mich provoziert», ist die Schutzbehauptung des Vergewaltigers. «Frauen wollen aufreizen. Gleich wie der Köder beim Fischen. Aufreizende Weiblein, Miniröcke, Ausschnitte... Und ich meine, seien wir doch ehrlich, wenn Sie in ein Gartenbad gehen

und Sie sehen so eine junge, gutgewachsene Frau oder ein Mädchen, das womöglich noch einen Tanga trägt, da muss einem ja irgendetwas passieren, wenn man ein halbwegs normaler Mann ist. Es gibt gewisse Kategorien von Frauen, die gepackt werden wollen. Männliche Zurückhaltung wird als Schwäche ausgelegt...» (Godenzi, «Bieder, brutal»).

Auch die Situation des biedereren Wolfgang Roth spitzt sich brutal zu – verheiratet mit der Mutter, die Stieftochter begehrend, fokussiert sich in seiner Phantasie die Lösung zusehends auf Gewalt. Die Wut auf die junge Frau, die – so will er es empfinden – mit ihm spielt, weil sie das durch ihren Körper in ihm geweckte Begehren nicht befriedigt, wächst. Nachdem die Mutter, seine Frau also, androht, ihn zu verlassen, eskaliert die Situation, und als die Stieftochter sich der Begegnung mit ihm entzieht, packt er sie mit einer Hand am Hals: «Sie macht sich steif, steif vor Schreck wie ein Stock. Mein erster Gedanke war, wenn das jetzt rauskommt, dass ich sie angepackt hab’, und dann habe ich blitzartig die andere Hand dazugenommen und sie erwürgt...» Der Mörder wird zum Vergewaltiger, zum *Mann*, der endlich bekommt, was er will: «Ich habe den Puls gefühlt und den Atem kontrolliert... Ich bin ganz dicht an ihren Mund rangegangen, ob da noch Luft rauskommt. Und als ich dicht dran war, da hab ich sie geküsst, gestreichelt, ausgezogen und mit ihr geschlafen.» Niemand sage, die Vergewaltigung einer Toten sei schlimmer als die alltägliche Vergewaltigung Lebender.

Dass nicht nur unlösbar scheinende Beziehungssituationen, sondern, beispielsweise, auch Überforderung oder Versagen am Arbeitsplatz, Verwicklung in Korruptions- und andere Skandale, hohe Verschuldung usw. *dem Mann* gewalttätige Lösungen, das heisst Selbstmord oder Mord, aufdrängen, wird nicht nur im Bild des in Literatur und Film immer wieder kolportierten tapferen Mannes, der den gnädig liegengelassenen Revolver ergreift, bestätigt, sondern auch in ganz realen Fällen, die je nach Bekanntheitsgrad mehr oder weni-

ger Schlagzeilen machen. Zum Beispiel der ehemalige Angestellte des Zürcher Bauamtes II Günther Tschanun, der sich mit mehrfachem Mord zu befreien suchte, oder der Zürcher Theatermann Eynar Grabowski, der sich, konfrontiert mit der Bedrohung seines Lebenswerks und, wahrscheinlich, einer unerwiderten Liebe, auf die Schienen legte.

Männer sind Soldaten sind Mörder

«...Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder...», schrieb Kurt Tucholsky unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel am 4. August 1931 in der «Weltbühne». Das Zitat hat deutsche Justizgeschichte gemacht.²

Die Empörung ob dem «Soldaten sind Mörder» gleicht der Reaktion vieler Männer auf die feministische Formel vom potentiellen Vergewaltiger. Aus solchen Verweisen auf das dem *Konzept Mann* beziehungsweise *Soldat* Immanente den Schluss zu ziehen, gemeint sei, jeder Mann müsse jederzeit, aufgrund einer inneren Veranlagung, vergewaltigen, jeder Soldat sei zu jeder Zeit ein Mordender, ist der Versuch, zu vertuschen, dass der Soldat auf das professionelle Töten, der Mann auf die Vergewaltigung vorbereitet wird. Ob der einzelne uniformierte Soldat dann zu denen gehört, die morden oder nicht, ist ebenso wenig erkennbar, wie das Äussere eines gewöhnlichen Mannes verrät, ob und wann er nun tatsächlich zum Vergewaltiger wird.

In der aufgebrachten Reaktion gegen den, der – entgegen der gängigen Orwellischen Neusprache, die Armeen mit Begriffen wie Sicherheitsarchitektur, Partnerschaft für Frieden, Verteidigung, Befriedung, Intervention im Konfliktfall usw. in Heilsarmeen, Soldaten in liebende Friedenskämpfer verwandelt – Soldaten als Mörder bezeichnet, wird die dem militärischen Friedensalltag eigene Verdrängung sichtbar – die sich oft auch in sexistischem

Zynismus entlädt –, jene Verdrängung, die den Alltag des Soldaten von jeder konkreten Vorstellung befreit, was hier, Handgriff um Handgriff, vorbereitet wird. Man erinnere sich nur der Bilder amerikanischer Soldaten, die in automatisierten Abläufen das Scharfmachen von Minute-Man-Raketen absolvieren, in völliger Unkenntnis darüber, ob es sich um eine Übung oder um den Ernstfall handelt.

Dass den Soldaten selbst sehr wohl bewusst ist, worauf sie vorbereitet werden, bezeugt in «Tempo» ein deutscher Bomberpilot, der, möglicherweise, kurz vor dem Einsatz in Ex-Jugoslawien stand: «Als die Tornados aus Lechfeld hier ankamen, hatten sie scharfe Waffen dabei, endlich mal scharfe Waffen... Das war ein tolles Gefühl. Dafür haben wir doch jahrelang geübt.» Und der französische Sergeant Roux schrieb am 11. April 1940: «Man sagt den jungen Soldaten, ... es sei ihre Pflicht, soviel Boches wie möglich zu töten. Das ist die Erziehung zum Mörder.» Im Grunde ist es auch *General a.D. Schmückle* bewusst, was das «Handwerk» des Soldaten ist, «der Krieg», das heisst das Töten, und der «starb nicht aus». Im Gegenteil, so Schmückle in «Die Zeit» pathetisch: «Mit ihm wälzte der Soldat die Völkergeschichte um...» So kann man das Grauen auch darstellen. Aber, so der Wehrmachtsdeserteur Ludwig Baumann: «...nie hat einer hinterher sagen können, was der, den er tötet, ihm denn getan habe...» Der Kern jeder militärischen Ausbildung ist die «Ausbildung zum Töten...», schreibt Hanne-Margret Bickenbach in «Die Zeit». Sie macht deutlich, dass nur intensive pädagogische Bemühungen die *Umgestaltung des normalen Mannes zum Soldaten* möglich machen, denn Soldaten müssten nicht «nur irgendwelche technischen Handgriffe beherrschen, um eine besondere Art destruktiver Maschinen zu bedienen», sie müssten auch lernen, «ihre zivile Orientierung, vor allem das Gewaltverbot, unter bestimmten Bedingungen zu überwinden...»

Diese Aussage ist allerdings einzuschränken, denn in einer patriarchalen Kultur gilt: Gewalt macht Männer. Das heisst:

Das den patriarchalen Kulturen eigene *Konzept Mann* enthält als wesentlichen Faktor, der *den Menschen als Mann* konstituiert, die Bereitschaft und Befähigung zum Ergreifen von Gewalt als *dem* Konfliktreglungsinstrument. *Der Mann* wird, zumindest in patriarchalen Kulturen, *als Täter zum Mann, die Frau als Opfer zur Frau*. Der ehemalige Ausbilder einer Antiterror-Einheit bringt es auf den Punkt: «Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.»³ Der heutige «Spiegel»-Chefredaktor Stefan Aust beschreibt in seinem Buch «Der Baader-Meinhof-Komplex», wie GSG-9-Chef Wegener vor dem Abflug nach Mogadischu seinen Leuten erklärte, «worum es ging. Die entführte «Landshut» sollte gekapert und die Geiseln befreit werden. Es sei ein Himmelfahrtskommando. Er nehme es keinem übel, wenn er nicht mitwolle. Die Männer grinsten. Auf so einen Einsatz hätten sie lange gewartet...»

Und die Witwe des von den Terroristen erschossenen Piloten sagt Jahre später in der Fernsehsendung «Boulevard Bio»: «Lieber einen verantwortungsvollen Toten als einen lebenden Feigling.» Genau das ist der Kern männlicher Sozialisation – die Überwindung, genauer Verdrängung der Angst. Der Angst vor dem Tod. Vor der Unberechenbarkeit. Vor Liebe-Erotik-Leidenschaft. Ein Mann fürchtet den Tod nicht. Todesmut und Mordlust – das sind die ewigen *Beweise der Männlichkeit*. In der Verachtung des eigenen und fremden Lebens wird der *Mann zum Mann*, zum Helden. Mancher tapfere Krieger begrüsst den süßen Tod, der ihn davor bewahrt, als Feigling aus der Schlacht heimzukehren. Wer liegenbleibt, ist, auf jeden Fall, *zum Mann* geworden. Auf die Pointe gebracht: Was ein *rechter Mann* sein will, der zeige erst, dass er zu sterben bereit ist, bevor er leben will. Denn ewig droht der Feigling, das Etappenschwein, der Drückeberger. Diesem *inneren Schweinehund* zu widerstehen, ist oberste Mannes- und Soldatenpflicht. Dass Männer ihr Leben für eine *höhere Sache* so bereitwillig zu opfern bereit sind, hat einen tieferen Hintergrund –

die verlockende Überwindung des Todes durch den, möglicherweise heldenhaften, Tod selbst.

Der Mann ist ein *Soldat*. Und das nicht nur im Krieg. Er marschiert, ohne Rücksicht auf eigene und fremde Verluste, durchs Leben, *höheren Zielen* entgegen. Gehorsam nach oben. Unbarmherzig nach unten. Allzeit bereit, allzu menschliche Regungen wie Angst und Mitleid zu überwinden. Zu tun, was getan werden muss. Als Soldat. Als Vater. Als Mann. Als Arbeiter. Als Revolutionär. Der deutsche Terrorist *Holger Meins*, zum Beispiel, schrieb, kurz vor seinem Tod, während eines mörderischen Hungerstreiks: «Kämpfend gegen die Schweine, als Mensch für die Befreiung des Menschen: Revolutionär, im Kampf – bei aller Liebe zum Leben: den Tod verachtend. Das ist für mich: dem Volke dienen – RAF.» Und diese griff ihrerseits zur soldatischen Symbolik, um ihre Morde durch den erklärten Krieg zu entkriminalisieren.

Im Krieg gilt der Mord nicht als Mord. Auch heute. Bei aller Vorsicht, mit der die Diskussion über die Frage *militärischer Interventionen*, zum Beispiel in Ex-Jugoslawien, geführt werden muss, ist es doch erschreckend, mit welcher untergründigen Begeisterung die militärische Intervention als *die* Option zur Erzwingung des Friedens propagiert wird. «Leute wie die Serben, die ausschliesslich an die Logik des Schlachtfeldes glauben, solange sie gewonnen haben, sind nur mit militärischen Gegenmassnahmen zu stoppen...», gab beispielsweise der deutsche Verteidigungsminister *Volker Rühe* im «Spiegel» von sich. Und befriedigt stellte er fest, dass die Ohnmacht gegenüber dem – in der allgemeinen Verdrängung von Bedrohung eben noch für unmöglich gehaltenen – Krieg in Europa in breiten Kreisen eine «Entwicklung» ausgelöst habe, welche die «Chance» enthalte, «dass die Allgemeinheit begreift..., wie unmoralisch es sein kann, Soldaten einzusetzen». Solche Argumentation grenzt an den ungeheuerlichen Vorwurf, der in unserem nördlichen Nachbarland auch schon erhoben worden ist, die Pazifisten

seien im Grunde schuld an Auschwitz. «Frieden durch Krieg». Zum x-ten.

Wer das Schwere nicht auf sich nehmen, nicht töten will, ist schuld, wenn das Töten immer weitergeht. Allerdings: Wenn Soldaten ausgeschickt werden, einen *Kriegsverbrecher* zu erziehen, gehen sie über Leichen, Tausende, Zehntausende, Hunderttausende von Leichen. Von Mord ist dann nicht die Rede. Als Mord gilt nur die vorsätzliche und gezielte Tötung ausgesuchter Personen. Selbst der *Tyrannenmord*, dem im allgemeinen hochmoralische Überlegungen zugrundeliegen, wie sie Albert Camus in «Les Justes» mit allen Widersprüchlichkeiten und Differenziertheiten ausgebreitet hat, wird den Geruch des gemeinen Mordes, wenn überhaupt, oftmals erst in der historischen Distanz los. Das gilt zum Beispiel für den Fall *David Frankfurter*, der den Vertreter der NSDAP in der Schweiz Wilhelm Gustloff erschoss, dafür 1936 von Schweizer Gerichten zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt und erst 1945 «im Gnadenwege» entlassen wurde. Ungebrochen aber behauptet sich der männliche Kriegs- und Heldenmythos, das heisst der Mythos, «dass wer in den Krieg zieht, wer Krieg macht, ein Held ist. Ein Held, der sich für die Schwachen opfert und einsetzt. Kriege macht man immer noch für die Schwachen, um die Schwachen vor dem bösen Feind zu schützen...»⁴

Der Mann und Kriegsheld ist immer bedroht durch die Verführung seines Schattens, durch den *Deserteur*, durch die Verweigerung von Töten und Getötetwerden, durch den banalen Wunsch zu leben. Deshalb gehört der von der Fahne geht, zum Feigling wird, sich als *Nicht-Mann* erweist, in allen Armeen der Welt zu den am härtesten Bestraften: «An der Front kann man sterben, als Deserteur muss man sterben...» (Adolf Hitler). Selbst in der Schweiz wurde die Möglichkeit, landesverräterische Tätigkeiten im Kriegsfall und per Notrecht mit dem Tode zu bestrafen, erst Ende der 80er Jahre aus dem Militärstrafrecht gestrichen. Es ist zu bezweifeln, dass dieser Entscheid heute noch zustande käme.

Die Einlösung des *Konzepts Mann*, das

in einer patriarchalen Kultur mehr gilt als das Leben des einzelnen Mannes, die grandiose Inszenierung *des Mannes* hat einen Preis, und zwar einen hohen. Den eigenen oder den Tod anderer. Die Konfrontation mit den eigenen Grenzen, die wiederholte Erfahrung des eigenen Ausgeliefertseins, die fortgesetzte Zerstörung der Allmachtsphantasie, «mann» vermöge *Herr über Leben und zu Tod* zu werden, weckt im patriarchalen *Konzept Mann* immer wieder den Wunsch nach dem Zauberstab Gewalt, mit dem der Mann, wenn schon an der Herstellung von Leben scheiternd, wenigstens zum *Herr über den Tod* zu werden sucht. In der Benennung der Bombe von Hiroshima als «little boy» kommt der verzweifelte Wunsch zum Ausdruck, sich auf dem tödlichen Umweg doch noch zum *Schöpfer von Leben* zu machen. «Little boy» hat, abgeworfen aus dem Bomber, auf dessen Rumpf der Name der Mutter des Piloten aufgemalt worden war, Hunderttausenden von Menschen den Tod gebracht.

Der Faschist – die Zuspitzung des Konzeptes Mann

Der «grösste Zauberer des Jahrhunderts» war, ohne Zweifel, *Adolf Hitler*, der sich weder als Maler noch als Architekt monumentaler Bauten beziehungsweise der vielgelobten Autobahnen, sondern als Initiator des unvorstellbarsten Massenmordes ins Geschichtsbuch eingetragen hat. Alle, die sich dem «Dritten Reich», in das er das «Herrenvolk» zu führen versprochen, entgegenstellten, wurden mit einer noch nie dagewesenen industriellen Mordmaschinerie ausgerottet, der in der christlichen Kultur verankerte Antisemitismus zum Programm zugespitzt, alles käme gut, wenn nur «das Weltjudentum» nicht wäre, und der Weg ins Tausendjährige Reich gnadenlos «von allen Läusen gesäubert». Und am Ende, als sich die Niederlage, die Endlichkeit des Dritten, als Tausendjährigem konzipierten Reiches abzeichnete, setzte er zu seiner letzten Inszenierung von *Männlichkeit* an – zur Politik der verbrannten Erde, die das deutsche

Volk, das sich des *Über-Menschen*, des *Führers* nicht als würdig erwiesen hatte, mit dem Tod bestrafen sollte. Schliesslich erschoss er sich selbst, bis zur letzten Stunde kämpfend, wie *der Mann* in der letzten Nachricht aus dem Führerhauptquartier noch einmal beschworen wurde.

Allerdings – die Vorstellung von Hitler als «grossem Zauberer» erliegt, nachdem bekannt ist, was die Folgen waren, ihrerseits der grauenhaften Inszenierung des Menschen-, insbesondere Männermöglichen. Es wäre beruhigend, aber verhängnisvoll naiv zu glauben, es hätte ohne Hitler kein Auschwitz gegeben. Zu fragen ist vielmehr: Welches waren die Verhältnisse, welches die Menschen, die vor nur wenigen Jahrzehnten den Flachmaler Adolf Hitler zum «grossen Zampanoo», zum «Führer – befehl’, wir folgen dir», nach Paris und Auschwitz, Stalingrad und Treblinka gemacht haben? Die Antwort, scheint mir, ist nicht unwesentlich in dem beschriebenen *Konzept Mann* zu suchen.

Männer beweisen sich als Männer, indem sie Erotik und Emotion, Furcht und Gnade, alles Unberechenbare, alles Lebendige besiegen. Und so ist denn der *Faschist* die radikalste und grauenhafteste Erfüllung des patriarchalen *Konzeptes Mann*, und der Kommandant von Auschwitz, *Rudolf Höss*, der nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches mit seinen vom Stolz des Tüchtigen geprägten Aussagen über die perfekte Organisation der Ermordung und Beseitigung von Hunderttausenden dazu beitrug, dass die begangenen Verbrechen nicht länger geleugnet werden konnten, macht nur überdeutlich, was *Mann-Sein* in letzter Konsequenz heisst, wenn er in seinen autobiographischen Notizen schreibt: «Kalt und herzlos musste ich scheinen, bei Vorgängen, die jedem noch menschlich Empfindenden das Herz im Leibe umdrehen liessen. Ich durfte mich noch nicht einmal abwenden, wenn allzumenschliche Regungen in mir hochstiegen, musste kalt zusehen, wie die Mütter mit den lachenden oder weinenden Kindern in die Gaskammer gingen... Einmal waren zwei kleine Kinder so in ihr Spiel vertieft, dass sie sich

absolut nicht von ihrer Mutter davon weg-reissen lassen wollten... Den um Erbarmen flehenden Blick der Mutter, die bestimmt wusste, was geschieht, werde ich nie vergessen... Alles sah auf mich – ich gab dem diensttuenden Unterführer einen Wink, und er nahm die sich heftig sträubenden Kinder auf die Arme und brachte sie mit der herzerbrechend weinenden Mutter in die Kammer. Ich wäre am liebsten vor Mitleid von der Bildfläche verschwunden – aber, ich durfte nicht die geringste Rührung zeigen... Ich musste alle Vorgänge mit ansehen. Ich musste, ob Tag oder Nacht, beim Heranschaffen, beim Verbrennen der Leichen zusehen, musste das Zahnausbrechen, das Haarabschneiden, all das Grausige stundenlang mitansehen... Ich musste dies alles tun – weil ich derjenige war, auf den alle sahen, weil ich allen zeigen musste, dass ich nicht nur Befehle erteilte, die Anordnungen traf, sondern auch bereit war, selbst überall dabeizusein, wie ich es von den von mir dazu Kommandierten verlangen musste...» Und weil er zeigen musste, was sich im *Männerorden SS* für einen Mann gehört.

Der Mann erweist sich als *wahrer Mann*, indem er auch den härtesten Befehl fraglos befolgt: den Befehl, der ihn zum todesmutigen Helden macht, auch wenn er die Hosen voll hat, oder zum kaltblütigen Mörder, auch wenn er's kaum übers Herz bringt. Er beweist dem *Mann und Führer*, dass auch er *ein Mann* ist, würdig, in den *Bund der Männer* aufgenommen zu werden. *Der Mann* nimmt es um der höheren Aufgabe willen auf sich, das eigene Leben zu opfern oder zum Mörder zu werden. «Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn», schreibt Adolf Hitler. Der berüchtigte Reichsführer-SS *Heinrich Himmler*, der ein Leben lang mit dem Mord an Hunderttausenden zu beweisen suchte, dass er kein Muttersöhnchen mehr sei, erklärt, der Kampf müsse «gnadenlos» gekämpft werden, auch wenn das «hart... und furchtbar schwer für die Truppe» sei, und schliesst eine seiner Geheimreden mit dem wohl ungeheuerlichsten Satz, der zum Thema Auschwitz gesagt worden ist: «Dass sie

(die SS, Jm.) es überstehen konnte, ohne dass sie an ihrer Moral oder an ihrer Seele Schaden gelitten hat, das rechne ich ihr als Gründer dieser SS und als Reichsführer-SS als das Schwerste und als das am meisten in die Waagschale Fallende an...»

Das also zeichnet die *wahren Männer* aus: dass sie alle Schwächen überwinden, streng-aber-gerecht im Dienst der höheren Sache morden-und-morden, dabei weder an Seele noch an Moral Schaden nehmend. Eine abstrakte *Männlichkeit* ist dem *Mann* wichtiger als das Leben, das eigene und das fremde. Und so erweist sich das patriarchale *Konzept Mann* im Blick auf die Zukunft als ein zutiefst irrationales, weil es nicht auf das Entscheidende ausgerichtet ist – auf die Erhaltung des Lebens und die Befriedigung der Bedürfnisse Lebendiger. Der *Nationalsozialismus* hat nur mit letzter Konsequenz verwirklicht, was (immer noch) Teil der gesellschaftlichen und psychischen Bedingungen unserer Kultur ist.

Gewalt macht Männer. Oder? Oder nicht?

Letztlich führt jeder Versuch, das Unberechenbare, das heisst das, was Leben ausmacht – am deutlichsten sichtbar in den beiden Polen Liebe-Erotik-Leidenschaft zum einen, Tod zum anderen –, zu kontrollieren, das heisst auch menschliche Grenzen zu überschreiten, statt ihnen mit Trauer zu begegnen, zu Gewalt. Die dem *Konzept Mann* immanente Unfähigkeit zur Trauer – sei es zur Trauer über eine nicht erwiderte oder beendete Liebe, über eine nicht eingelöste oder enttäuschte Vision, über die eigenen Unzulänglichkeiten und Grenzen – erzeugt, in Verbindung mit dem grandiosen *Konzept Mann*, einen Zwang zum Griff nach dem *Zauberstab Gewalt*. Sei es durch Aneignung von Zuwendung, das heisst gewalttätige Unterwerfung und Bedrohung *der Frau* – «...und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt». Sei es durch die Ermordung der verlassenden Frau, die so aufgehoben beziehungsweise für immer in eigenen Besitz gebracht werden soll. Sei

es durch den Versuch, individuelle oder gesellschaftliche Krisensituationen mit Gewalt zu sprengen, den *Gordischen Knoten* zu durchschlagen. Sei es durch den Versuch, mit bestimmten Formen von Wissenschaft und Technologie doch noch *Herr über Leben und Tod*, über die Welt zu werden. «Was die männliche Wissenschaft, im Gegensatz zum männlichen Zauberritual natürlich besonders gefährlich macht», schreibt der ehemalige Kernphysiker Brian Easlea in seinem Buch «Väter der Vernichtung», «ist der Umstand, dass sie wirklich funktioniert, dass sie erstmals in der Geschichte also entscheidende Macht über die Natur verleiht».

Sollte das zutreffen, bliebe als letzte Hoffnung nur die *Desertion des Mannes*, der sich durch das Weglegen des *Zauberstabs der Gewalt* endlich zum *Nicht-Mann*, zum Menschen bekennen würde. Erst

wenn der Soldat sich verweigert, die Fahne, die Mächtigen mit ihrem Streit und ihrer Inszenierung männlicher Grandiosität im Stich lässt, erst wenn *der Mann* militärische und zivile Mannespflichten verweigert, erst wenn der *Mann zum Menschen* wird, hat der Friede eine Chance. Erst dann könnte die Anfang 1996 vom Zürcher Stadtrat verbreitete soziotherapeutische Präventionsbotschaft doch noch gesellschaftliche Wirklichkeit werden: *Gewalt macht keine Männer*.

1 Wolfgang Korruhn, *Dann hab ich's einfach gemacht*, Düsseldorf 1995.

2 Vgl. Jürgmeier, *Männer sind Soldaten sind Mörder*. Notizen zu einer aktuellen Debatte, in: WIDERSPRUCH 30: *Ethnische Politik, Krieg und Völkermord*, S. 143ff.

3 Christel Neusüss, *Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung*, Hamburg 1985.

4 Leni Robert, in: *Ohne Soldaten kein Krieg*, Europäisches Bürgerforum 1994.

Eine neue Lüge wird uns als Geschichte verkauft: die Lüge der Niederlage der Hoffnung, die Lüge der Niederlage der Würde, die Lüge der Niederlage der Menschheit. Der Spiegel der Macht bietet uns zum Ausgleich: die Lüge des Sieges des Zynismus, die Lüge des Sieges der Unterwürfigkeit, die Lüge des Sieges des Neoliberalismus. Statt Menschlichkeit bieten sie uns Börsenkurse, statt Würde bieten sie uns die Globalisierung des Elends, statt Hoffnung bieten sie uns die Leere, statt Leben bieten sie uns die Internationale des Schreckens.

Gegen die Internationale des Schreckens, die der Neoliberalismus darstellt, müssen wir die Internationale der Hoffnung errichten. Die Einheit jenseits der Grenzen, Sprachen, Hautfarben, Kulturen, Geschlechter, Strategien und Gedanken, die Einheit all derer, denen eine lebende Menschheit lieber ist. Die Internationale der Hoffnung, nicht die Bürokratie der Hoffnung, nicht die Kehrseite, die dadurch dem so ähnlich ist, das uns zerstört; nicht die Macht unter neuen Vorzeichen, in neuen Kostümen. Ein Atemzug, ja: ein Atemzug der Würde. Eine Blume, ja: eine Blume der Hoffnung. Ein Lied, ja: ein Lied des Lebens.

(Aus: *Gegen den Neoliberalismus und für die Menschheit*, Erklärung von La Realidad der mexikanischen Zapatistinnen und Zapatisten, in: epd-Entwicklungspolitik 8/96)